

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 47

Artikel: Der Ring
Autor: Linberg, Irmela
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Ring

Von Irmela Linberg

Ich denk nicht mehr geringe
Vom Wert der toten Dinge,
Sie haben Ewigkeit,
Ich will mein Herz in Sehnen
Und ihre Küste lehnen
Und will genesen der Lebendigkeit!

B. v. Münchhausen.

Bis zum ersten Schein des anbrechenden Morgens hatte sie am Bett des Kindes gewacht, des einzigen, das sie besaß. Der Arzt war um Mitternacht zum letzten Mal dagewesen und hatte keinen Trost mehr gegeben. Nur ernst geblickt, lange nach dem kaum fühlbaren flatternden Puls getastet und gesagt: „Weiter Koffein geben . . .“

Seitdem trieb sie allstündig die spitze Nadel in das abgemagerte, schon ganz zerstochene Beinchen des Kindes — ihres Kindes — schreckhaft jedesmal zusammenfahrend, wenn es flächlich aufjammernde und seine Augen in starrem Entsetzen die ihren suchten, da es das ihm böse dünklende Tun der Mutter nicht zu fassen vermochte. Nun weinte es auch beim Zutisch nicht mehr. Bleich, teilnahmlos, mit halbgeschlossenen Lidern dämmerte es dahin, selten nur ein wenig das Händchen hebend. Es ging zu Ende . . .

Frau Gertrud erhob sich. Die Zeit stand gleichsam still und schwand doch in rasender Schnelle dahin. Eine Uhr tickte aufdringlich laut . . .

„Nach dreiundfünfzig Minuten die nächste —“ murmelte die Frau, und Unruhe trieb sie auf Fußspitzen in die entgegengesetzte Ecke des verdunkelten Zimmers. Dort blieb sie unschlüssig stehen, lauschte, ging wieder zurück. Beugte sich über das ihr in jedem Buge so vertraute Antlitz. Es war starr und weiß. Die Mutter fühlte ihr Herz versteinen. „Schon?“ fragte etwas in ihr.

Erhebend legte Frau Gertrud ihre Hand auf die Stirn des Kindes, die aufgehört hatte zu glühen.

Der Schimmer des Nachtlämpchens fiel auf die schmale Frauenhand und brach sich in dem Stein des Rings, den sie trug. Der rote Widerschein bannte ihren starrenden Blick, entzündete plötzlich ein Feuer des Erinnerns. In unwillkürlicher Eingebung nahm sie den schmalen Silberstreifen ab, streifte ihn auf das Däumchen des Kindes und umspannte mit der Rechten fest die kleine, verkrampfte Faust, als wollte sie ihr eigenes Leben und Blut in sie hinüberleiten. — So sah sie mit geschlossenen Augen in gelöster Ermattung . . .

Vor ihr erstand jene Zeit. — Jahre vor ihrer Eheschließung, da sie noch „Schwester Gertrud“ hieß — ihre Mädchenzeit, die für sie längst versunken war, wie ein Traum. Die dauernd widersprüchsvolle Wirrnis von Leistung und Opfer, von Sanftmut und Tatkraft, von Geduld und Geistesgegenwart, Gefahr und Stille. Die weiten, hellen Säle des städtischen Hospitals der Eiffelstadt, die langen Flure mit den Einzelzimmern hinter gepolsterten Türen, deren keines die Nummer „13“ tragen durfte; die Bahnen, Verbandtische, Instrumentenschränke, Maschinen und Apparate; das Weiß der Pflegerkittel, die lautlosen Schuhe und Wagen auf Gummirädern . . . Und mitten in diesem fremdartigen, streng geregelten und doch stets wieder von Zufall, Drohung und Unvorhergesehinem durchbrochenen Sein: sie selbst als die jüngste der Pflegenden, rank, blond, strahlend und erfüllt von Wissenshunger und Lebenswillen.

Sie geht nach Zimmer 14. Obwohl es nicht gelingt hat. Zimmer 14 klingelt nicht. Denn dort liegt „Karlchen“, der seit einem Jahr schon Dauerinsasse des Krankenhauses ist. Karlchen hat wieder einmal seinen „Anfall“. Schwester Gertrud tritt an das kurze Bett, das sie von der Kinderstation hier hereingetragen haben. Es reicht für Karlchen, obwohl er bereits dreißig Jahre zählt. Ein gewaltiger Buckel, der seinen Nacken überragt,

hat ihn am Wachstum gehindert. Außerdem ist das blaurote Gesicht eine einzige große Brandnarbe. Seiner Mutter war einmal im Versehen der Waschkessel ausgeglitten, die kochende Lauge hatte sich über Karlchen ergossen und ihm den ganzen Oberleib verbrüht. Er hatte es überstanden. Wozu? hatte die verhärmte, ratlos arbeitende Frau gleichgültig gefragt, als man ihr mitteilte, das Kind käme mit dem Leben davon. Ihr Mann war Trinker und sie hatte noch sechs unmündige Sprößlinge.

Karlchen wurde Edelsteinschleifer, wie die meisten Burschen des Nahetals. Er fahrt Tag für Tag in dem feuchten, strohgedeckten Lehmbau unten am aufgestauten Fluß, und seine schmalen, langen Finger handhabten kunstfertig die Pinzetten mit den blitzenden Splittern, aus denen dann Sechsecke, Achtecke, schimmernde Wölbung sich formten, während der kaum sichtbare Schleifstaub unentwegt stieg und fiel und den Arbeitenden Nase, Hals und Lunge durchsetzte. Alle fast waren sie „brustleidend“, diese Jungen aus dem Birkenfeld'schen: sie hatten eingefunkene Augen und hohle Wangen mit roten Fieberflecken darauf. Karlchens Herz aber wurde zudem noch von dem viel zu schweren Buckel, den er tragen mußte, schmerzlich zusammengepreßt. Davon waren dann auch die „Anfälle“ gekommen, die die Wohlfahrt veranlaßt hatten, ihn dem Spital zuzuweisen.

Gertrud erfuhr dies alles nach und nach aus dem Mund des Wärters von der Irrenabteilung, der mit Karlchen zusammen die Schulbank gedrückt. Unsägliches Mitleid ergriff ihre weiche, junge Seele. Diesem Schattendasein ein wenig Fürsorglichkeit und Licht zu spenden, drängte es sie unaufhörlich. Zum ersten Mal, gerade in dieser Schwester, die zuweilen laut singen mußte vor Lebensüberschwang, die mit festem Zugriff stützte, hob und trug, was schwach und gebrechlich war, erstand für Karlchen ein menschliches Wesen, das mehr als berufsmäßiges Mitgefühl, mehr als übliches Pflichtbewußtsein und Gerechtigkeit für ihn aufbrachte. Eine unbewußte Mütterlichkeit überschattete ihn durch sie, wie in seinem armen Sein sie sie noch nie geblüht. Und seine „Anfälle“, in denen er bekommen nach Luft rang, die Sinne zu schwinden drohten und kalter Schweiß auf seine narbige Stirne trat, brachten ihm jetzt neben Angst und Pein auch ein ungeahntes neues Glück.

Gertrud kam, wenn es ihm nicht gut ging. Ungerufen erschien sie. Immer von neuem rang diese Schwester einzig aus ihrer unversieglichen Lust am Kampfe, dem lauernden Tode den armen Krüppel wieder ab. Aus dem Zimmer der Frau Director, die mit der Fülle der ihr dargebrachten Leckereien nicht fertig werden konnte, brachte sie Champagner mit und floßte ihm den prickelnd belebenden Trunk schluckweise ein. Zuweilen trieb Sorge um sein Ergehen sie noch spät aus ihrem Zimmer. Unterdrückt, mit dünnem Kittel, das Haar verwirrt vom ersten Schlaf, trat sie wie ein Traumbild in die bangen, nächtlichen Stunden, in denen er keine Ruhe finden konnte.

„Wie steht es mit Ihnen, Karlchen?“

„Gut, Schwester Gertrud . . .“

„Das sagen Sie immer! — Puls?“

Das Herz setzte in unregelmäßigen Abständen aus. Sie beugte sich über sein Kissen, machte künstliche Atmung mit ihm, eine Stunde, zuweilen zwei, bis der Anfall vorüber war.

Wenn Karlchen wieder auf sein durfte, ging er lautlos in Fluren und Sälen umher, füllte die Gläser der Bettlägerigen mit frischem Wasser, drehte Tupfer, pützte Hähne, suchte nach Kräften jedem zu dienen, der seiner bedurfte. Und strahlend schaute er der Schwester nach, wenn sie schnellen Schrittes den Korridor entlang lief und wünschte sich dann wohl, er möchte kein Ende nehmen . . .

Eines Tages hatte Karlchen um Urlaub gebeten. Er wollte in die Heimat fahren. „Ist das unbedingt notwendig?“ fragte der Oberarzt. „Ich muß meine alte Mutter besuchen — —“. Diese Mutter, die sich in keiner Weise um ihren Sohn bekümmerte! — Der Arzt riet ab. Über Karlchen blieb hartnäckig. Es ginge nicht anders. — Er dürfe selbstverständlich keine Berge

steigen oder sich in staub- und rauchersüllten Räumen aufzuhalten, ordnete der Oberarzt an. Dies nicht und jenes nicht! — Natürlich! Karlchen lächelte mit seinem lippenlosen Munde. Er werde sich schon gut vorsehen!

Ohne von ihr, Schwester Gertrud, Abschied genommen zu haben, schlich er sich zum Abendzuge still davon.

Drei Tage später war er wieder zurück. Als der Pförtner ihm öffnete, wankte er und stürzte zu Boden. Sie trugen ihn nach Zimmer 14. Sie gaben ihm Kampfer und rieben ihn mit erwärmt Tüchern ab.

„Das übersteht er nun nicht mehr“, sagte der Arzt, „heute Nacht noch —“

Karlchen öffnete die Augen. Sie begegneten ihrem vorwurfsvollen Blick.

„Was machen Sie bloß für Sachen! — Ruhig liegen, ganz mußmäuschenstill . . .“

Sie verstellte die Lampe mit einem blauen Schirm.

„Bleiben Sie jetzt hier?“ flüsterte er leichend.

„Ja, ein Weilchen.“

„Ich möchte Ihnen erst etwas sagen — geben — —“

Er nestelte an dem Halsausschnitt seines Hemdes herum, zog ein Beutelchen an langer Schnur hervor, versuchte, es aufzuknüpfen.

„Warten Sie — ich helfe Ihnen.“

„Ja bitte — helfen —“

Sie hatte die Schlinge gelöst.

„So — was weiter?“

„Den blauen Lampenschirm fortnehmen — —“ bat er.

„Aber nein doch — das blendet Sie ja.“

„Nur für einen Augenblick — bitte!“

Zwischen seinen langen, dünnen Fingern hielt er einen schmalen, silbernen Ring. Blutrot funkelte aus billiger Fassung ein herrlich geschliffener Rubin.

„Für Sie — habe es selbst ge —“

Seine Hand reckte sich flehend zu ihr empor.

„Für mich?“ stammelte sie ganz benommen. „Aber nein — das ist doch nicht möglich . . . So kostbare Geschenke dürfen wir Schwestern gar nicht annehmen, und — und — Karlchen, Sie wissen ja selbst, daß es uns im Dienst nicht gestattet ist, Ringe zu tragen . . .“

Sein Blick schien langsam zu verlöschen. Schlaff sank die Hand auf das Deckbett.

„Solch eine mühsame, feine Arbeit —“ versuchte sie zu loben und berührte leise das kleine Schmuckstück.

Da glänzten seine Augen auf.

„Nicht die Arbeit —“ erklärte er unter langen Pausen — „nicht die Arbeit ist es . . . Aber Rubine sind Glückssteine, bringen Freude, heilen Krankheit . . .“

„Ja dann — muß ich das schöne Geschenk wohl annehmen, Karlchen“, meinte sie bestreit und streckte zaghaft ihre Hand aus. Ungeschickt, zitternd vor Erregung, schob Karlchen den Silberreif auf ihren Finger. In diesem Augenblick klingelte es. — — —

Es klingelte. Einmal — zweimal. Sicher die Frau Direktor, die ewig Ungeduldige!

„Auf Wiedersehen, Karlchen! Nach dem Abendbrot schau' ich nochmal zu Ihnen herein!“

Der Kranke antwortete nicht mehr. Starr, mit lang ausgestreckten Armen, lag er in dem kurzen Bettchen von der Kinderstation. Sein durch den Buckel unnatürlich hochgewölbter Brustkasten und die mageren Konturen der Beine zeichneten sich seltsam gespenstisch unter dem weißen Deckenbezug ab.

Es läutete Sturm . . .

Frau Gertrud riß die Augen auf. Heller Tag stand im Zimmer. In ihrer Hand, gleich einem verschlagenen Böglein, bewegte sich etwas, scheu und warm. Eine zarte, kleine Stimme sagte: „Guten Morgen, Mutti!“

Und wieder schrillte die Glocke.

Wo war sie? Und schon neun Uhr? Die Besuchszeit des Arztes!

„Alltäglich eine Spritze Koffein — —“ Sie hatte ja bereits drei Stunden übergeschlagen! Wie ließ sich das recht fertigen?

Sie öffnete die Tür. Ernst, beinahe feierlich verneigte sich der Arzt vor ihr. Bögernden Schrittes betrat er das Krankenzimmer.

„Tag, Onkel Doktor!“ piepte es ihm fröhlich entgegen.

Er stutzte, staunte, fasste sich aber schnell und erklärte:

„Eine äußerst schwere Krise. Aber, wie ich sehe, ist sie überstanden . . . Danken Sie Gott, nicht mir, für das an Ihrem Kinde geschehene — — Wunder!“

„Mutti!“ erklang es bereits etwas ungeduldig, „Mutti! Ist das jetzt meiner?“

„Was denn, Liebling?“ Gertrud kämpfte mit den heißen aufsteigenden Tränen einer sie bis in alle Tiefen durchströmenden Beseligung.

Die Hand des Kindes hob sich. Seine Augen glänzten. Ein Sonnenstrahl, der durch den Gardinenpalt ins Zimmer fiel, ließ den Stein in Karlchens Ring aufglühen, rot, gleich einem ewigen Sinnbild sieghafter Daseinsfreude.

Bärn rüstet zum Zibelemärit.

Wenn nach em Allerseeletag d'Bletter z'grächtem abefallen und die erschten, eso rácht ufründleche Tage köhme, wo me sech gärn wieder zum warmen Ofen zuehelaht, de fahrt z'Bärn öpper a sech rüehre. — Das sy üssi Zuckerbede! Ganzi Bärge vo Marzipan müesse sie machen, und d'Lehrbeue wo bim Sachen usstrage gärn öppen einisch uf der Straß e chly tampe, hei uf ds mal für das e ke Zyt meh. — D'Schoufängschter vo de Zuckerbede sy geng ds erschte, wo eim dra mahne, daß der Zibelemärit nid wyt isch. Ganzi Tschuppele Chinder gluschte vor dene Fänschter und drücken ihri Näsli dranne breit, und nie süssch im Jahr müesse d'Padetöchtere so flysig es tags mit em Lumpe gab d'Rasenläppi vo der Schybe wüsche, wie i dene Tage vor em Zibelemärit. Nadinah falle de eim die Zibelemärschter nümmen uf, und me vergift fasch, daß der rácht Zibelemärit ersch no chunnt.

Am Sunntig vor em Zibelemärit, mi ha ganz guet sägen über Nacht, standen uf einisch af em Bäreplatz und Waisenhauseplatz ganzi Bärge vo Wydlichörb. Alli sy schön mit Blache zudeckt. Das sy d'Märithörb vo de Händler us der Stadt fälber und vo dene, wo nach bi der Stadt daheimen sy. Es gehört o fasch

zu der Tradition, daß me de asen am Sunntig geit gab die zuedekte Chörb aluege. Me gseht ja zwar nid grad viel, aber doch fövel, daß me dene Bärge, wenn sie größer oder chlyner sy, agseht, gäb's es guets oder weniger es guets Jahr gsi isch.

Wie alt isch eigentlich der Zibelemärit?

Es weiß' niemer! Billicht isch er so alt wie der Gurten oder d'Stadt Bärn fälber. Er isch eisach em Bsinne nah geng da gsi und zwar am letztheit Mäntig im Novämber.

Und wenn de eine wett cho säge, dä apartig Märit für Zibele, Louch, Sellerie und settigi Chuchirüschtig syg hüt ja nümme nötig, won es i jedem fibete Hus e Gmüeslaide git, und überhoupt zweumal i der Wuche z'Bärn große Märit isch, e chlyner zwüschenhyne gar nid grächnet, däm chönnt de ds Gusle verleide. Nötig oder nid: es soll niemer z'Bärn a der altehrwürdige Tradition asah uneranggle, süssch chönnt er de ganz ungäbig abglüferet würde. Der Zibelemärit mueßt eisach sy und dermit baschta!

Es gäb de no anderi Lüt wo täte rämpfe, wenn me dä Zibelemärit abschaffe wett: Mi überhäms' de mit de Mischtelacher, mit de Seeländer und de Lüt us em Murtebiet z'tüe.